

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 33 (1929-1930)
Heft: 22

Artikel: Das gute Werk
Autor: Brzeski, H. / Roszella, Leo
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672327>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

nach den zwei oder drei Besprechungen der deutschen Ausgabe keine einzige Kritik mehr gelesen. Was nun den Ruhm betrifft — er errötete verlegen — geht er mich sehr wenig an. Er drängt sich nur störend zwischen Mensch und Wirklichkeit. Sobald man berühmt wird, verliert man in gewissem Sinne den Anschluß an die Menschheit, ja, an das Leben selbst. Deshalb führe ich eine so ruhige Existenz und entziehe mich allen öffentlichen Huldigungen. Ich möchte Fühlung mit dem einfachen Leben haben, anders kann ich nicht zu Herz und Geist der aufrichtigen, geraden Durchschnittsmenschen reden. Ich will bei den alltäglichen Dingen bleiben; mein Verlangen steht nach einem kleinen Haus mit Garten, wo ich mich nebenbei mit Hundezucht abgeben kann.“

„Aber, Sie haben Berlin gern?“ fragte ich. — „Ja, gewiß; aber was ich in Berlin für meine literarische Tätigkeit benötige, finde ich am besten auf der Straße und in den Kaffees. Wissen Sie, was mir ein besonderes Vergnügen bereitet? Es sind die Briefe, die ich von gewöhnlichen Soldaten erhielt, die den Krieg mitgemacht und mir für die Wahrheit meiner Schilderungen bürgen konnten. Mein Streben geht dahin, auch in Zukunft Fühlung mit einfachen Menschen zu haben, und ihnen zu helfen, die Probleme und Anforderungen des Lebens best-

möglichst zu lösen. Um das zu können, muß man ein einfaches Leben führen.“

Remarques Bescheidenheit hat nichts Erzwungenes an sich. Er sprach leise, etwas verlegen, als ob es ihm schwer fiele, seine tiefsten Gedanken zu offenbaren. Er war auch nicht mehr von sich eingenommen, als ich seine Bescheidenheit lobte. Er ist zurückhaltend und spricht nicht gern von sich selbst. Er findet Genüge und eigentliche Leidenschaft darin, anderen zu helfen und mit seinen großen Geistesgaben und seinen vortrefflichen Charaktereigenschaften das seine dazu beizutragen, die Armut, Dummheit und Grausamkeit der Welt in allen Formen zu bekämpfen. Sein großer Erfolg ist ihm Beweis, daß die Menschheit seinen Worten zugänglich ist.

Das Gespräch mehr auf allgemeine Dinge lenkend, fragte ich ihn: „Was sehen Sie als positivstes Ergebnis des Krieges an?“ — „Ein wachsender Weltwille zum Frieden. Jeder gibt sich doch Rechenschaft darüber, daß der Krieg etwas Abscheuliches, eigentlich nichts Zeitgemäßes mehr ist und nach Möglichkeit in Zukunft vermieden werden muß. Diese Meinung ist kein Monopol der einen oder andern politischen Partei; sie umfaßt alle Klassen der Menschheit. Wir sind insgesamt überzeugt von der Zwecklosigkeit des Krieges, also müssen wir Mittel und Wege finden, die Greuel aus der Welt zu schaffen.“

Stilles Herz.

Einsam wandle deine Bahnen,
Stilles Herz, und unverzagt!
Viel erkennen, vieles ahnen
Wirßt du, was dir keiner sagt.

Wo in stürmischem Gedränge
Kleines Volk um Kleines schreit,
Da erlauschest du Gesänge,
Siehst die Welt du groß und weit.

Andern laß den Staub der Straße,
Deinen Geist halt' frisch und blank.
Spiegel sei er wie die Meeresflut,
Drin die Sonne niederjank.

Victor von Scheffel.

Das gute Werk.

Von H. Brzeński. — Deutsch von Leo Roszella.

Im Magistrat des kleinen Städtchens war eine mühselige und eilige Arbeit zu Ende, die bereits etliche Stunden gedauert hatte. Alle Angestellten atmeten auf, als wenn sie eine sie bedrückende Last von sich würfen. Es schwiegen die unerträglichen Schreibmaschinen, die mit ihrem monotonen Klappern selbst den ruhigsten Beamten auf die Nerven zu fallen begannen, es

fragten nicht mehr die Federn, es klapperten nicht mehr die Rechenmaschinen und niemand lief mehr in den verschiedensten Richtungen mit mannigfachen Papierchen zur Unterschrift und vom Unterschreiben.

Man ruhte aus und faute phlegmatisch das Frühstück und träumte sicherlich von dem Augenblick, wo man endlich die Schubladen, Schränke

und Maschinen schließen und endlich nach Hause heimkehren kann. Leider trennten sie noch etliche Stunden von der angenehmen Aussicht.

Anastasius Klossmann, ein kränklicher, alter Junggeselle und Magistratsveteran, verschluckte gerade das letzte Stück seines Frühstücks, zündete eine Zigarette an, hüstelte dauernd, spie aus und wischte sich mit einem großen, bunt-schecigen Taschentuch den Mund. Dann nahm er die Brille ab, um die durch den Husten hinausgepreßten Tränen abzuwischen. Er ging ans Fenster und schaute auf den reinen, blauen Himmel, auf die über ihn fliegenden, leichten Wölkchen, und grübelte...

In der letzten Zeit dachte er immer häufiger über sich nach, über das Leben, das bereits hinter ihm lag; er dachte auch daran, daß er ganz allein auf dieser Welt steht, einsam und von allen vergessen...

Er hatte einmal, vor sehr, sehr langer Zeit, Eltern gehabt, Freunde, Kollegen, ja sogar eine Herzensdame, die ihn geliebt hatte, und die ihn dann verhöhnte und einen anderen heiratete... Ja, das alles war einmal gewesen, das war nun schon Vergangenheit, ferne, unwiderrufliche Vergangenheit... Und jetzt?

Eigentlich hatte er auch jetzt viele Bekannte; auch jetzt denkt man an ihn... Im Magistrat während der Mittagsstunden, ja, er erfreut sich sogar der Sympathie der Mitarbeiter, denn er liebt es zu scherzen und zu lächeln... Aber das alles ist nicht das Richtige; diese Menschen füllen nicht die Leere in seinem Herzen aus, die er schmerzhaft fühlt, wie noch nie zuvor...

Es gibt für ihn keine nahen Menschen, die ihm von Herzen ergeben sind...

Traurig — — —

Die Krankheit setzte ihm immer stärker zu, die Kräfte verließen ihn bereits, das siegreiche Alter hat ihn schon ganz in seiner Gewalt und er fühlt das nahende Ende...

Das Ende aller Dinge: des Lebens, der Hoffnungen, der Erinnerungen.

Schade...

„Woran denken Sie, Herr Klossmann?“ unterbrach den Faden seiner Gedanken Fräulein Hella, die Jüngste der Mitarbeiterinnen, eine Waise, ein junges und hübsches Wesen.

„Darf man es nicht wissen?“

„Weshalb auch nicht? — Bitte...; ich will heiraten!...“

Die Herren lachten ironisch und die Damen prusteten vor Lachen auf.

„Sie?“ fragten einige Stimmen.

„Ich!“

„Und wen? wen?“ fragte man im Chor.

„Das weiß ich selbst nicht; aber ich will es gern erklären,“ sagte halb im Ernst, halb im Scherz Herr Klossmann. — „Ich bin alt, kränklich, und werde bald sterben. Mir ist es vollkommen gleich, welche von den Damen sich aufopfern und meine Frau werden will, wenn ich nur jemanden hätte... Ich habe keine Bedingungen mehr zu stellen und darf mich auch nicht entschließen, deswegen wird diejenige von Ihnen, meine Damen, meine Frau, die sich einverstanden erklärt.“

„Wenn es aber zwei wären, oder drei, was würden Sie dann anfangen?“ sagte lachend eine von den Damen.

„Sie sind boshaft, Fräulein! So sollte man mit mir nicht scherzen!“

„Ich scherze keineswegs,“ wehrte sich jene Dame. „Wie man sagt, sind Sie reich.“

„Ich besitze nichts!“ wehrte Herr Klossmann.

„Und dennoch... Alle sagen's doch...“

„Die Leute erzählen viel,“ unterbrach er sie.

„Ich wiederhole, daß ich nichts besitze, höchstens die Magistratspension, aber was ist das schon?...“

Es entstand ein Augenblick des Schweigens, den Herr Klossmann wiederum mit der Frage unterbrach:

„Nun? Welche von den Damen würde sich entschließen, einen alten Junggesellen zu erfreuen und ihm den Rest des Lebens zu versüßen?...“

„Ach Sie, Herr Klossmann, scherzen immer!“ piepste eine Stenotypistin und setzte sich an ihre Arbeit.

„Keineswegs. Also keine von Ihnen, meine Damen?...“

Und jetzt schwiegen alle, wie auf Kommando, und Herr Klossmann näherte sich Hella:

„Vielleicht Sie. Wir würden ein schönes Paar sein... Was?...“

Hella lachte aufrichtig:

„Wie ich sehe, sind Sie vom Allgemeinen zum Besonderen übergegangen?“

„Man muß energisch angreifen! Ha, ha!... Nun, einverstanden, Fräulein Hella?“

„Einverstanden!“

„Wirklich?“

Hella dachte: Und wenn ich so wirklich den alten Mann glücklich machen sollte? Was läge

darin Böses? — und nickte mit dem Kopf zum Zeichen des Einverständnisses.

„Ich nehme Sie beim Wort, und alle Anwesenden als Zeugen: Fräulein Hella hat meine Bewerbung angenommen!“

Alle lachten heiter und kehrten zu ihrer Beschäftigung zurück; denn eben kehrte der Herr Bürgermeister aus der Stadt zurück.

Schon am nächsten Tage dachte niemand mehr an jene Bewerbungsszene und jeder-mann nahm sie natürlich als einen der gewöhnlichen Scherze Klossmanns, und vielleicht hätte sich niemand mehr daran erinnert, wenn nicht das gekommen wäre, was sich einige Monate später ereignete.

Der Sommer ging schnell dahin, und den goldfarbenen Herbst unterbrachen regnerische Tage... Ein unangenehmer Wind setzte arg zu und fegte am Himmel bleifarbene Wolken dahin; ein unaufhörlicher Herbstregen sprühte.

Herrn Klossmanns Zustand verschlimmerte sich sichtlich. Der Arzt prophezeite nichts Gutes. Der Kranke ging schon seit längerer Zeit nicht mehr ins Bureau, ja, er verließ nicht einmal das Haus, lag zu Bett und wurde selten durch seine Bedienung besucht, manchmal auch durch mitleidige Nachbarn und manchmal schaute wieder einer von den Magistratsbeamten nach ihm.

Fräulein Hella besuchte ihn immer öfter, in dem Wunsche, den Kranken zu erfreuen und das dem Tode vorangehende Leid zu mildern.

Eines Tages, als Hella in Gesellschaft zweier Kollegen den Kranken besuchte, war Klossmann so schwach, daß er nicht einmal mehr sprechen konnte.

Er begrüßte sie mit seinem stillen, friedlichen Lachen und flüsterte: „Den Geistlichen!“

Der Geistliche kam. Fräulein Hella begab sich mit den Kollegen in das benachbarte Zimmer. Dort blickten sie einander schweigend an, und ließen nur selten abgerissene Worte fallen. Bedrückt warteten sie auf den weiteren Verlauf. In diesem Augenblick öffnete sich die Tür, und auf der Schwelle stand der Geistliche. Er näherte sich Hella und fragte leise:

„Ist es wahr, daß Sie die Braut Herrn Klossmanns sind?“

Dumpfes Schweigen. Man erinnerte sich an jenen Tag im Magistrat... Nach einer Weile blickte das Mädchen die Anwesenden an und sagte als Antwort leise, aber deutlich:

„Ja!“

Man rief Zeugen, traf eilig die notwendigen Vorbereitungen, und kurz darauf war Hella mit Anastasius getraut.

Sie konnte es doch nicht abschlagen... Das, was ihr im Innern befohl, dieses Werk zu tun, war stärker als alles andere...

Die Nacht verbrachte sie am Bett des sterbenden Gatten, und als der erste Dämmer des anbrechenden Herbstmorgens in das Fenster blickte, schloß sie, die Witwe, ihm die Augen zum ewigen Schlaf.

Einige Tage später fand die Beerdigung Klossmanns statt, der seiner Gattin, Hella Klossmann, im Testament das ganze beträchtliche im Verlauf der Jahre mühseliger Magistratsarbeit gesammelte Vermögen, zusammen mit seiner Pension verschrieben hatte.

Unharmonische Reifestimmung.

So ganz ohne weiteres kommt der in die Welt hinausreisende Sommerfrischler nicht zu der ersehnten Erholung und Entspannung. Die zu unserer Auffrischung so notwendige Seelenharmonie stellt sich nicht von selbst ein, sondern wohl oder übel muß, wer auf Reisen geht, sich mit einer Portion Gleichmut und Gelassenheit wappnen, um die unserer Seelenruhe lauernnden Feinde, bestehend in mancherlei kleinen und großen Argernissen, die selbst in dem idyllischsten Sommeraufenthalt nicht ganz zu umgehen sind, aus dem Felde zu schlagen.

Da gibt es aber eine ganze Anzahl von Sommerreisenden, die einem Krater gleichen, in dessen Innerem es glimmt und schwelt, so daß eine Explosion stündlich zu erwarten ist. Kaum wirft der Schaffner als Auftakt der Reise die

Tür des Wagenabteils krachend ins Schloß, beginnt der Krater mit seinen Eruptionen. Zornrot färbt der Kopf des Streitbaren durchs Fenster: „Sehen sie nicht, daß Sie mir meinen Rockzipfel eingeklemmt haben? So 'ne Unverschämtheit!“ Der erste Miston ist da. Da hat sich jemand erlaubt ein Fenster im stidigen Abteil zu öffnen. Der Streitbare hat Rheuma. Einer höflichen Bitte zuliebe hätte man das Fenster bereitwillig wieder geschlossen. Aber der Streitbare bittet nicht, er schnauzt: „Das ist ja nicht zum Aushalten, dieser Zug!“ Wütend schmeißt er das Fenster zu. Die Folge — er hat sämtliche Insassen gegen sich, ungemütliche Stimmung bis zur Endstation. In der Pension hat er das Pech, daß das Zimmermädchen alles anders macht, als er es wünscht. Tag-